

schen stehen dafür heute so viele Möglichkeiten der Erkenntnis und Erfahrung offen wie nie bisher, ermöglicht durch moderne Techniken und Medien. Andererseits ist es inmitten einer Pluralität von Ansichten, Deutungen, bis hinein in die Bereiche des Glaubens, wesentlich schwieriger geworden, eine gründliche gültige und tragfähige Orientierung zu bekommen.

Angesichts dieser Lage versuchen die beiden Autoren, leitende Mitarbeiter im Bereich der Grundlagenforschung im „Deutschen Institut für Bildung und Wissen“, in die den Menschen schon immer bedrückenden Grundfragen seiner Welt und seines Lebens einzuführen. Es gelingt ihnen, den Leser mitzunehmen auf der Suche nach hinreichenden Antworten auf Fragen wie: Wege, Krisen und Grenzen philosophischen Denkens, Probleme der Entfaltung von Welt und Mensch, Sinnhaftigkeit oder Absurdität des Lebens, Philosophie und Offenbarung, Wissenschaft und Theologie, und Leiden als philosophisches und theologisches Problem.

In gut verständlicher Sprache, anschaulichen Beispielen, in welchen auch gelegentlich der Humor durchschlägt (wenn von köstlichen Weinen beim himmlischen Gastmahl gesprochen wird, vgl. S. 151), immer aber in entsprechend kritischer Betrachtung der zahlreichen, im Laufe der Geschichte der Philosophie angebotenen Lösungen, gelingt es den Autoren aufzuzeigen, daß alles menschliche Erkennen bedeutet unterwegs zu sein, offen zu bleiben bis hinein ins Unbegreifliche, ins Mysterium. Deutlich wird darauf verwiesen, daß Ideologien immer dann und dort entstehen, wo der Philosophierende beginnt, sich einzuschränken, seine Ansichten als unveränderlich und endgültig hinstellen.

Dieses Buch eignet sich vorzüglich zu einer Hinführung ins philosophische Denken, zu einer gründlichen Orientierung inmitten der uns täglich aufgedrängten und sich als unverbindlich gebenden Meinungsvielfalt in den zahlreichen Medien. Das gut und übersichtlich gearbeitete Stichwortverzeichnis ermöglicht es auch, zu einem bestimmten Problem rasch eine Information zu bekommen.

Linz

Josef Hörmandinger

ECKERT MICHAEL, *Transzendieren und immanente Transzendenz*. Die Transformation der traditionellen Zweiweltentheorie von Immanenz und Transzendenz in Ernst Blochs Zweiweltentheorie. (149.) Herder, Wien 1981. S 145,— / DM 20,50.

Bloch verwendet zur Kennzeichnung seines eigenen Denkens den Begriff „Transzendieren ohne Transzendenz“. Der Verfasser versucht, die rein privative Kennzeichnung „ohne Transzendenz“ durch einen positiven Begriff zu ergänzen und schlägt dafür die zunächst widersprüchlich erscheinende Wortfügung „immanente Transzendenz“ vor. Damit soll angedeutet sein: der traditionelle Begriff der Transzendenz bezeichnet eine „Welt“ jenseits unserer Erfahrungswelt, impliziert also eine „Zweiweltentheorie“. Bloch dagegen unterscheidet innerhalb unserer Erfahrungswelt „zwei Seiten“, die er gelegentlich „Außen-seite“ und „Innen-seite“ nennt. So „transformiert“ er die traditionelle „Zweiweltentheorie“ in eine „Zweiseiten-theorie“ (so der Untertitel).

Die vorliegende Dissertation unterscheidet sich von vielen Veröffentlichungen über Bloch aus der Feder von Theologen oder theologisch interessierten Philosophen dadurch, daß sie den Begriff des „Transzendierens ohne Transzendenz“ nicht voreilig auf seine theologische Verwendbarkeit hin abfragt, sondern diesen für Bloch wichtigen Begriff durch Einordnung in den Gesamtzusammenhang seiner Philosophie interpretieren will. Aber der Verfasser unterläßt es leider, diesen Begriff und mit ihm verwandte Begriffe (Transzendieren, Transzendenz, Hypostase, gelebter Augenblick, erfüllter Augenblick, Exterritorialität des „Innen“ gegenüber dem Tod) durch verweilende und eindringende Analyse derjenigen Textstellen zu interpretieren, an denen Bloch diese Begriffe verwendet. Und er überformt Blochs Gesamtphilosophie durch eine Systematik, die eher der traditionellen Metaphysik entnommen ist, als Blochs eigenem Denken (erst Ontologie, dann Anthropologie, dann Geschichtsphilosophie, Religionsphilosophie und Religionskritik). Der Eindruck von einer „Inkonsequenz in Blochs ontologischem Denken“ ergibt sich so in Wahrheit erst daraus, daß Blochs Aussagen sich der vom Verfasser gewählten Systematik nicht fügen wollen. Und manche „Widersprüche“, die der Verfasser aufzuweisen meint, liegen nicht in Blochs Denken selber, sondern zeigen nur an, daß Bloch nicht so interpretiert sein will, wie der Verfasser ihn verstehen möchte.

Bochum

Richard Schaeffler

REIKERSTORFER JOHANN (Hg.), *Gesetz und Freiheit*. (152.) Herder, Wien—Freiburg—Basel 1983. Kart. lam. DM 22,— / S 150,—.

Ch. von Montesquieu hat einmal über die Freiheit bemerkt: „Es gibt kein Wort, das so verschiedenste Bedeutungen bekommen und die Geister auf so viele Weise beansprucht hat, wie das Wort Freiheit“. Herausforderung und Anregung zugleich ist die vorwiegend neuzeitliche Diskussion um den Freiheitsbegriff auch für die Theologie geworden. Dabei steht Freiheit in Relation zu Gesetz, zu Gnade, zu Evangelium. Diesen verschiedenen Relationen des Freiheitsbegriffes geht der vorliegende Sammelband nach. Er geht zurück auf eine Ringvorlesung an der Theologischen Hochschule St. Pölten, die durch einige Beiträge ergänzt wurde.

G. Braulik, Gesetz als Evangelium. Rechtfertigung und Begnadigung nach der deuteronomischen Tora (9—19) deutet das atl Gesetz im Sinne des begnadenden und freisprechenden Evangeliums, und nicht im Gegensatz zu ihm. G. Greshake, Freiheit oder Gnade? Zum Verhältnis zweier Programmworte menschlichen Selbstverständnisses (21—47) zeigt vornehmlich dogmengeschichtlich eine Zuordnung von Freiheit und Gnade im Sinne einer verdankten Freiheit. R. Langthaler, Freiheit und Gesetz. Ein kantischer Problemaufriß (49—63) reflektiert auf dem Hintergrund der kantischen Freiheitsphilosophie das Verhältnis von Freiheit und Willkür und gibt Hinweise auf eine mögliche Grundlegung von Sitte, Recht und Moral. H. Merklein, Die Antithesen der Bergpredigt (Mt 5) nach der Intention Jesu (65—84) bemüht sich traditionskritisch um den ursprünglichen Text. Die Antithesen werden als Weisungen,



nicht als Gebote und Gesetze verstanden, so daß sich die Frage nach der Erfüllbarkeit dieser Forderungen nicht stellt. F. Mußner, *Gesetz und Evangelium*, paulinisch und jesuanisch gesehen (85–97) stellt Aspekte der verschiedenen ntl Begriffsinhalte von Gesetz und Evangelium sowie ihr jeweiliges Verhältnis zueinander dar. Besonderes Interesse gilt dabei dem Gespräch mit dem Judentum sowie der Fragestellung, inwieweit eine kirchliche Rechts- und Lebensordnung von den ntl Aussagen zum Gesetz betroffen wird. O. H. Pesch, *Gesetz und Evangelium*. Eine lutherische Formel als Herausforderung für die katholische Ekklesiologie (99–129) zeigt auf, welche Bedeutung Luthers Aussage hat, die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium sei „die höchste Kunst in der Christenheit“. Wer sie nicht beherrscht, mag sich mit der Schrift befassen, so viel er will, er wird dennoch nichts von ihr verstehen. J. Reikerstorfer, *Zur Frage nach dem „wahren“ Menschen* (131–148) deutet die anthropologische Relevanz der Rede von Gott und die theologische Bedeutung der Rede vom Menschen. Nur im — recht verstandenen — Glauben wird zugleich der Wahrheit Gottes und des Menschen entsprochen.

Dieser Überblick zeigt, daß eine Vielfalt von Methoden und Fachgebieten begegnen. Dennoch ist das Werk nicht einfachhin ein Sammelband. Denn die verschiedenen Beiträge ordnen sich durch das gemeinsame Problem Freiheit zueinander. Damit kann das Buch einen Baustein bieten zum Gespräch zwischen den theologischen Disziplinen und einen Beitrag leisten zur Einheit der Theologie.

Passau

Peter Neuner

EBELING HANS (Hg.) *Der Tod in der Moderne*. (Taschenbücher Syndikat/EVA, Bd. 36). Frankfurt/Main 1984. Ppb. DM 16,80.

Der derzeit in Paderborn lehrende Philosoph Hans Ebeling meint im Vorwort zur Neuauflage des 1979 erstmals erschienenen Buches, es wäre vielleicht besser, die hier dargestellten Anliegen der gegenwärtigen Thanatologie wären veraltet. Sie seien es aber leider nicht und man müsse sich daher erneut der Leserschaft stellen.

Mit Heideggers „Sein und Zeit“ setzt Ebeling die Inversion der philosophischen Rede vom Tod an: Die Hoffnung auf Unsterblichkeit sei nun endgültig preisgegeben; sie sei umgeschlagen in die ernüchternde Einsicht, daß der Tod für den Menschen nicht mehr Übergang, sondern Ende sei. — Im Schatten dieser unfrohen Botschaft siedelt Ebeling Essays bzw. einzelne Kapitel über den Tod aus Büchern von hauptsächlich deutschen Autoren an, darunter Heidegger, Löwith, Jaspers, Bloch, Adorno, Marcuse; aber auch Sartre, Kolakowski, und Illich finden Aufnahme — man weiß eigentlich nicht, warum. Sollen diese drei Nichtdeutschen, die über den Tod handeln, den Titel „Der Tod in der Moderne“ rechtfertigen? Oder ist der Tod im 20. Jh. doch eine „rein“ deutsche Angelegenheit, ein „Meister aus Deutschland“, wie es in der „Todesfuge“ Paul Celans heißt? — Ebeling ist einerseits zwar selbstkritisch genug, Georges Clemenceau zu zitieren, der die Deutschen einer krankhaften und satanischen Todessehnsucht bezichtigte. Der Herausgeber stellt sich aber — wohl

unbewußt — durch die fleißige Sammlung und Herausgabe von Todesgedanken selbst in diese Tradition. „Ja, die Deutschen sind gründlich. Sie machen aus allem ein Museum“ sagte Franz Kafka 1923 zu seinem jungen Freund Gustav Janouch. Wie recht er doch hatte! Denn was geschieht in dieser Anthologie? In einer Schriftgröße, gegen die sich jedes noch so sehr am Tod interessierte Auge sträuben muß, wird der alten Krankheit der deutschen Philosophie gehuldigt: Unverständlichkeit sei die Maxime! Was soll der konkrete, lebendige und lebenswollende Mensch mit Passagen wie dieser anfangen: „Nicht die empirischen Wissenschaften und schon gar nicht die Theologien haben auf die Charakteristik des Sterbens Einfluß, sondern allein eine dem Anspruch nach nichtempirische, aber strikt ‚diesseitige‘ Disziplin, die philosophische Thanatologie. Indem sie den Rechtsanspruch der empirischen Thanatologien beschneidet, läßt sie zugleich auch schon eine theologische Thanatologie als ebenfalls ‚ontisch‘ orientiert aus dem Spiel. Zwar geriert sie sich als ‚bloß‘ methodisch, keineswegs dogmatisch atheistisch. Doch die Sicherheit ihres Selbstverständnisses reicht dabei so weit, daß es gar nicht erst noch einer besonderen Begründung des methodischen Atheismus bedürfte.“ (S. 16) — So und ähnlich geht es passagen- und seitenweise dahin: unerquicklich-abstrakt, nuranstrengend, phantasielos. Am Schluß der Einleitung allerdings wird — bezeichnend für die Ratlosigkeit der Philosophie — die Sprache der Dichtung bemüht: Ausgerechnet ein Zitat aus den „Bremer Stadtmusikanten“ („etwas Besseres als den Tod findest du überall“) schließt die elfenbeinernen Todesreflexionen ab.

Was dem Herausgeber entgangen sein dürfte: Die deutsche Philosophie (sofern es sie noch gibt) ist nicht allein auf der Welt mit ihrem „Memento mori“. Es ist eine alte, übrigens von Heidegger neu genährte Arroganz europäischer Philosophen der Neuzeit, andere Traditionen (wie etwa die mächtige indische) einfach zu übersehen. Aber bitteschön: Auch dort wird gelebt und gestorben, und zwar selbstverständlicher, gelassener und wahrscheinlich auch heiterer als auf Europa, der Halbinsel Asiens.

Es ginge auch weniger kompliziert. Das hat z. B. Günther Anders in seinem Mini-Aufsatz „Die Antiquiertheit des Sterbens“ (1979) gezeigt. So gilt schließlich doch Clemenceaus Ausruf: „Wie lieben diese Menschen den Tod!“

Linz

Helmut Schink

SCHUBERT VENANZ (Hg.), *Karl Marx (1818–1883)*. Eine Ringvorlesung der Universität München. (423.) EOS-Verlag, Erzabtei St. Ottilien 1984. Ppb. DM 16,80.

Karl Marx zählt noch lange nicht zum alten Eisen — trotz der 100 Jahre, die man jetzt (1983) seit seinem Tod zählte. Marx gehört sicher zu den Menschen, die Interesse verdienen weniger wegen der Antwort, die sie gaben als wegen der Fragen, die sie aufwarfen. Bei der Centenarfeier gab es wieder Anlaß zu Überblicksveranstaltungen (vgl. die Ringvorlesung der Linzer Theol. Hochschule 1983/84, publiziert unter dem Titel „Marxismus—Christentum“, hg. von F. Reisinger und G. Rombold; Linzer Phil.-Theol. Rei-